

hohe Stimme durch die Wand rief: „Madeline! Hallooh! Madeline!“

„Ich komme schon“, rief sie zurück.

Aus ihrem Bett fragte die schläfrige Frau Dietz: „Wer ist das?“

„Wahrscheinlich Jewel.“

„Was will sie? Wie spät ist es?“

Madeline antwortete nicht. Sie war auf dem Weg zur Tür, um zu sehen, was Jewel Marek, die Tochter von P. Marek, Wohnungsmöbel, Einkauf, Verkauf, wollte.

Jewel war zierlich und dunkel wie eine Zigeunerin. Sie trug einen orangefarbenen Kimono. „He“, sagte sie, „deiner ist am Telefon.“

„Johnny?“

Jewel lachte. „Wieviele Liebste hast du denn?“

„Aber so zeitig — —“, begann Madeline. Dann wich ihr fragend aufgeregtes Gesicht einer geschäftsmäßigen Miene. „Ist gut, danke. Ich komme sofort runter. Ich zieh nur ein Kleid über . . .“

Die Treppen hinabspringend, überholte sie Jewel im dritten Stockwerk. „Was kann er nur wollen, so zeitig am Morgen?“ fragte sie.

Jewel hatte keine Ahnung.

„Ich hoffe, er hat dich nicht aufgeweckt?“ fragte Madeline teilnehmend. „Na, einmal werde ich hoffentlich noch mein eigenes Telefon haben.“

Das Mareksche Telefon war vollständig umgeben von Haushaltsmöbeln; Ankauf, aber noch nicht Verkauf. Es stand auf einem Medizinschränkchen, das seinerseits auf ein Büfett gestellt war, und im Sprechen lehnte man sich gegen einen Eisschrank und setzte die Füße auf das Untergestell einer Baby-Wiege. Wenigstens heute war das so. Uebermorgen mochte es anders sein. Oder morgen schon. Änderungen der Inneneinrichtung im Maison Marek waren vorbehalten ohne vorherige Ankündigung. Selbst bevor man mit seinem Gespräch zu Ende war, mochte die Wiege verschwunden sein, weggeholt von haarigen Spediteurshänden, und wenn man den Hörer zum Telefon auf den Medizinschrank zurücklegen wollte,

konnte man vielleicht feststellen, daß es inzwischen auf einem Petroleumofen stand.

„Hallo“, sagte Madeline, „Johnny?“

„Guten Morgen, Kindchen.“

Seine Stimme war so fröhlich, so jubelnd, daß Madeline das Herz stillstand. „Oh, was ist los, Johnny?“

„Was meinst du?“

„Zieh mich nicht auf“, bettelte sie. „irgend etwas ist los.“

„Das ist mal sicher, es ist was los!“ jauchzte Johnny. „Aber ich will dir's nicht am Telefon erzählen. Ich will dein Gesicht sehen, wenn ich dir's sage. Wann gehst du zur Arbeit?“

„Wie gewöhnlich, gegen 1/29.“

„Kannst du nicht ein paar Minuten eher gehen?“

„Ich will's versuchen. Ich muß Frühstück machen, Mama helfen und so weiter.“ Sie überlegte. „Ich kann's bis 1/4 schaffen, wenn ich mich beeile.“

„So beeil dich. Ich erwarte dich an der Treppe.“

Und dort erblickte sie ihn, als sie um 1/29 herauskam, am Rinnstein hin- und hergehend, vergnügt pfeifend, ihr den Rücken zugewandt und die Hände in den Taschen. Wie ein heftiger, heißer Schmerz kam eine Welle von Zärtlichkeit über sie. Er war solch ein Kind. Und sein Anzug war schon so schäbig . . .

Sie stahl sich hinter ihn und hängte, lachend über sein unwillkürliches Zusammenschrecken, ihren Arm in den seinen. „Lauf nicht weg“, sagte sie. „Ich bin's nur.“

Sie hatte ihn noch nie so glücklich gesehen. Sie stand da und sah zu ihm auf, in sein strahlendes Gesicht, seine seligen Augen; und langsam erstarb ihr Lachen, und eine Vorahnung von Entsetzlichem stieg in ihr auf. Was da geschehen war, was auch immer es sein mochte: würde es dauern? War es ganz bestimmt? Denn wenn nicht — — wenn irgend etwas schief ginge, nachdem er strahlte wie heute — — —

Ihr wurde fast schlecht.

Sie sagte: „Erzähl mir schon, was los ist, Johnny. Mach schnell.“